

Roman Brodmann und die Frage, die niemand mehr stellt

Eine Rede über Handwerk, Haltung und die Pflicht des Hinschauens

Meine Damen und Herren, liebe Kollegen, liebe Freunde, liebe Frau Becker,

es ist eine doppelte Ehre, heute Abend hier zu stehen. Zum einen im Kreis großartiger preiswürdiger Filmemacher, zum anderen unter dem Etikett eines Menschen, den ich mein gesamtes berufliches Leben lang verehrt habe. Von dem ich gelernt habe, dass Dokumentarfilmer nicht nur ein Beruf ist, sondern vor allem auch eine Haltung: Hinschauen, wenn andere wegsehen. Fragen stellen, wenn andere schweigen. Die Kamera ruhig halten, wenn es ungemütlich wird. In meinem Fall auch einem breiten Publikum Beispiele aus der Geschichte zeigen, aus denen wir für unsere schwierige Gegenwart lernen können.

Keiner von uns hat diese Haltung erfunden. Wir haben sie von Menschen gelernt, die vor uns da waren. Einer von ihnen heißt Roman Brodmann.

Lassen Sie mich mit einem konkreten Bild beginnen.

Berlin, 2. Juni 1967. Brodmann ist mit seinem Team unterwegs, um den Staatsbesuch des iranischen Schahs zu dokumentieren. Das sollte eigentlich ein amüsanter Film werden über das pompöse Zeremoniell des Besuchs – leere Autobahnen, Jubelkomitees, Staatsbankett. Was er erlebt, ist etwas anderes. Die eigens mit Bussen herangeschafften Schah-Anhänger gehen mit Dachlatten auf Demonstrierende los. Die Polizei greift mit Wasserwerfern und Knüppeln ein – aber auf der falschen Seite. Und dann fällt ein Schuss. Ein Student namens Benno Ohnesorg liegt auf dem Pflaster, tödlich getroffen.

Brodmann bleibt. Er dreht. Zwar wurden seine Bild- und Tonaufnahmen im Gerichtsverfahren gegen den Polizisten nicht zugelassen, dennoch belegen sie ohne jeden Zweifel, was in jener Nacht geschah. Der Film heißt „Der Polizeistaatsbesuch – Beobachtungen unter deutschen Gastgebern“. Er bekommt 1968 den Adolf-Grimme-Preis.

Ich habe diesen Film immer wieder gesehen. Und jedes Mal denke ich dasselbe: Das war kein Held, der dort stand. Das war ein Handwerker mit einer Kamera, der seinen Job gemacht hat. Genau das macht es so groß.

Brodmann bezeichnete sich selbst als „beruflichen Unruhestifter“. Seine Gegner nannten ihn „Nestbeschmutzer“. Beides war dasselbe, mit verschiedenen Vorzeichen.

Er hatte das Schweizer Fernsehen verlassen müssen – wegen seiner sozialkritischen Haltung. Er ging nach Deutschland, zunächst zum ZDF, dann 1965 zum Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart, wo er Teil der sogenannten Stuttgarter Schule wurde: einer Gruppe von Fernsehjournalisten, die den Dokumentarfilm als das verstanden, was er im besten Fall ist – ein Seziermesser der Wirklichkeit. Wilhelm Bittorf, Peter Dreesen, Georg Friedel, Peter Nestler, Helmut Greulich, Elmar Hügler und Corinne Pulver waren dabei. Der berühmteste unter ihnen war wohl Roman Brodmann.

Was mich an Brodmanns Werk fasziniert: Er hat keine großen Weltthemen gesucht. Er hat geschaut, was vor seiner Nase lag. 1966 drehte er „Die Misswahl – Beobachtungen bei einer Schönheitskonkurrenz“. Auf den ersten Blick: Bericht über Glitzer und Damenwahl, Grimme-Preis mit Bronze. Auf den zweiten Blick: eine Beobachtung darüber, wie eine Gesellschaft Frauen als *Ware* inszeniert, wie Körper bewertet werden, wie das Lächeln eingeübt wird, während die Kamera läuft. Brodmann hat das nicht behauptet. Er hat es gezeigt. Der Zuschauer durfte selbst urteilen. Den Film könnte man gerade heute wieder zeigen.

Ich bin Roman Brodmann, der für mich natürlich auch ein – wenn auch nie zu erreichendes – Vorbild war, einmal begegnet. Das war 1977 in der Kantine des damaligen Südwestfunks. Ich war damals 22, eigentlich Hörfunk-Moderator bei dem gerade entstandenen Pop-Sender SWF3 und hatte meinen ersten Film gemacht, den Brodmann gesehen hatte und wohl nicht so schlecht fand. Er setzte sich zu mir mit einem Teller, dessen Inhalt nicht sehr verlockend aussah – und wir sprachen über: *Essen*. Damals erlebte die deutsche Küche eine gewisse Wandlung, es gab die ersten erklärten Feinschmecker und Brodmann gehörte dazu. Und er erzählte mir, dass er selbst gern kochte. Ein Jahr später drehte er mit Wolfram Siebeck, dem großen Gastronomiekritiker einen Film mit dem Titel „Es leuchten drei Sterne“ und tatsächlich bot dieses Stück dann weder aufreizende Polemik noch einen als Party-Talk brauchbaren Überbau aus griffigen, schmissigen Thesen. „Der Freizeit-Koch Brodmann näherte sich seinem Gegenstand mit den halb offenen Armen des nicht mehr ganz jungen Liebhabers, der seine gut abgehangene Leidenschaft mit etwas Alibi-Ironie zu bemänteln sucht. Auch wenn er den Mund voller Trüffeln hat, zwinkert er seinem Publikum noch mal schnell ironisch zu“ – schrieb damals Horst-Dieter Ebert im SPIEGEL.

Allerdings, »wenn deutsche Menschen sich als Gourmets begreifen«, spöttelt Brodmann« »dann bekommt das alles eine neue Dimension: die Gründlichkeit«

Und tatsächlich: Dieser Aspekt interessierte mich und ich habe genau zwanzig Jahre später mit Wolfram Siebeck einen Film gemacht, der den dann längst veränderten Stellenwert des Essens dokumentierte. Essen als Statussymbol – und das ging ja nun gar nicht ohne Ironie. Der Film war auch eine Hommage an Brodmann und Siebeck.

Ja, die Ironie hatte Roman Brodmann drauf und für mich ist sie ebenfalls immer ein wichtiges Instrument gewesen.

Denn was ist Ironie anderes als die letzte Möglichkeit, eine gewisse Distanz zu den Dingen zu wahren. Aber ich höre noch die Entsetzensschreie einiger Redakteure, die sagten: Ironie im Fernsehen, das funktioniert nicht. Von wegen.

Die im Grunde eher feuilletonistische als analytische Haltung, die Roman Brodmann uns vorgemacht hat, hat durchaus Vorzüge: Sie verführt nicht zu jenen Vereinfachungen, aus denen Thesen-Fernsehen sich häufig speist, und bietet dafür doch mitunter ausdrucksstarke und aufschlussreiche Bilder, die auch ohne verbalen Zeigefinger verständlich sind:

Das war sein Geheimnis – und das war kein Trick, sondern echte handwerkliche Überzeugung. Er hat es einmal selbst formuliert, sinngemäß: „Ich will den Leuten nicht sagen, wie etwas wirklich ist, sondern ich will die Leute fragen: Meint ihr nicht, dass es auch anders sein könnte? Wobei ich gar nicht behaupte: Es ist anders. Ich finde nur, die Frage muss gestellt und beantwortet werden, wenn wir uns in irgendeiner Weise im Sinne der Aufklärung weiterentwickeln wollen.“ Soweit Brodmann.

Nicht sagen also. Fragen. Nicht belehren. Zeigen. Den Zuschauer ernst nehmen, statt ihn zu erziehen.

Brodmann war ein Generalist, der sich für alles interessierte – auch insofern war er für mich ein Vorbild. Und ich bin mir bewusst, dass diese Gattung der Generalisten langsam ausstirbt in unserem Gewerbe. Sie ist wohl auch nicht erwünscht.

Überhaupt: Die Welt, in der Brodmann gearbeitet hat, war in mancher Hinsicht einfacher. Es gab drei Fernsehkanäle. Es gab Sendeplätze, die zu Zeiten liefen, zu denen die Menschen noch zuschauten. Es gab Redakteure, die sich traute, einem

Filmemacher zu vertrauen und ihn monatelang auf eine Geschichte anzusetzen.

Das ist heute aus vielfältigen Gründen oft anders. Und trotzdem – oder gerade deswegen – ist Brodmanns Haltung wichtiger als je.

Was hätte ihn heute interessiert und umgetrieben? Mit Sicherheit die Frage, wer heute entscheidet, was öffentlich wahrgenommen wird.

Vor mehr als einem Jahr trat Mark Zuckerberg vor die Kamera und kündigte an, die unabhängige Faktenprüfung auf seinen Plattformen abzuschaffen – auf Facebook und Instagram, die täglich von über zwei Milliarden Menschen genutzt werden. Er begründete das mit dem Vorwurf, die Faktenchecker seien politisch voreingenommen gewesen. Er räumte dabei selbst ein, dass es von nun an „more bad things - mehr schlechte Dinge“ auf den Plattformen geben werde.

Das ist eine bemerkenswert offene Aussage. Der Mann, der die wichtigste Kommunikationsinfrastruktur der westlichen Welt kontrolliert, kündigt an, dass er bewusst mehr Unwahrheit zulässt. Nicht aus Versehen. Als Entscheidung. Weil die Vorteile überwiegen – vor allem die Vorteile für ihn.

Wohin führt das Ende der Faktenchecks? Es führt letztlich mitten in eine „Welt ohne Fakten“ – und eine Welt ohne Fakten ebnet den Weg für Autokraten und Diktatoren.

Das ist kein linkes oder rechtes Problem. Das ist ein handwerkliches, ein strukturelles. Plattformen, die nach Aufmerksamkeit optimieren, belohnen Empörung, Vereinfachung, Provokation. Der differenzierte Dokumentarfilm, der eine komplexe Wirklichkeit in ihrer vollen Widersprüchlichkeit zeigt, konkurriert schlecht mit dem 30-Sekunden-Video, das eine einfache Wahrheit brüllt.

Elon Musk hat das Twitter-Netz nach der Übernahme 2022 grundlegend umgebaut. Unabhängige Forscher haben seither einen erheblichen Anstieg von Hassrede und Desinformation dokumentiert. Musk wiederum nutzt die Plattform als politisches Instrument – und hat sich offen in europäische Innenpolitiken eingemischt. Das ist keine Meinungsäußerung, das ist Machtausübung ohne demokratisches Mandat.

Ich sage das nicht, weil ich Tech-Konzerne grundsätzlich für böse halte. Ich sage es, weil die Konzentration dieser Informationsmacht in wenigen privaten Händen eines der größten Probleme unserer Zeit ist – unabhängig davon, welche politische Überzeugung diese Hände haben. Die Frage ist eine strukturelle: Wer soll über die Regeln der öffentlichen Kommunikation entscheiden? Gewählte Parlamente, oder Männer, die zufällig zur richtigen Zeit das richtige Unternehmen gegründet und allein schon qua ihrer Milliarden eine ungeheure Macht haben?

Brodmann hat sich mit der Macht des Staatsfernsehens angelegt, das damals die Lufthoheit über die öffentliche Meinung hatte. Heute hat sich die Macht verschoben. Die Aufgabe bleibt dieselbe.

Mit großer Wahrscheinlichkeit hätte Brodmann kritisch auf die zunehmende Vermittlung von Realität durch Algorithmen geblickt. Eine Welt, in der Informationen vorsortiert, personalisiert und ökonomisch optimiert werden, hätte er als problematisch empfunden – gerade, weil sie den Anschein von Objektivität erzeugt, während sie in Wahrheit hochgradig gesteuert ist. In seinem Sinne wäre entscheidend gewesen, die Differenz zwischen digitaler Darstellung und sozialer Wirklichkeit sichtbar zu machen.

Zugleich hätte ihn die Gefahr beschäftigt, dass Digitalisierung zu einer gewissen Passivität des Publikums führt: zu schnellem Konsum statt reflektierter Auseinandersetzung. Brodmann wollte Zuschauer zum Denken bringen – nicht sie in einem Strom von

Bildern treiben lassen. Plattformlogiken, die Aufmerksamkeit binden statt Erkenntnis fördern, hätten seinem journalistischen Ethos widersprochen.

Ich sage das, weil ich in meiner Arbeit als Dokumentarfilmer gelernt habe: Wenn gesellschaftliche Entwicklungen nicht genau dokumentiert, nicht gezeigt, nicht in ihrer Konsequenz durchgedacht werden – dann überraschen sie uns, wenn es zu spät ist. Und im Falle der Entdemokratisierung, die ich mit eigenen Augen an verschiedenen Punkten der Welt immer wieder wahrnehme ist es erschreckend, wie das alles verdrängt wird.

Brodmann hat 1977 einen Film über Benito Mussolini gemacht: „Die Verformung eines Menschen“. Er hat nicht das Böse im Großformat gezeigt. Er hat gezeigt, wie es entsteht. Schritt für Schritt. Durch Opportunisten, die mitmachen. Durch Institutionen, die nachgeben. Durch eine Öffentlichkeit, die wegschaut.

Das war damals Geschichtsaufarbeitung. Heute ist es Gegenwartswarnung.

Fritz Frey hat in seiner Rede zur Brodmann-Preisverleihung betont: Fakten und Kontext seien für die Demokratie unerlässlich. Und genau das – Kontext – liefern gute Dokumentarfilme.

Das stimmt. Aber ich frage mich manchmal, wie viel Raum der öffentlich-rechtliche Rundfunk diesem Kontext noch gibt. Nicht aus Böswilligkeit – aber aus den Zwängen des Betriebs. Quoten, Sendeplätze, Budgets, die sinken. Investigative Rechercheteams, die kleiner werden. Stattdessen: mehr Krimis, mehr Quizshows, mehr Serien.

Der Zukunftsrat für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk hat 2024 in seinem Bericht festgehalten, die öffentlich-rechtlichen Sender hätten die Chance, entgegen den Marktmechanismen konstruktive Formate auszuprobieren – also das zu tun, was der Markt nicht kann. Diese Chance wird nach meiner Ansicht zu wenig genutzt.

Aber ich will auch nicht in so ein bequemes Klagelied einstimmen. Es gibt hervorragende investigative Arbeit in den öffentlich-rechtlichen Häusern. Es gibt Redakteure, die kämpfen. Es gibt Sendeplätze, die gegen den Strom gehalten werden. Und es gibt Festangestellte, die Brodmanns Geist tragen – auch wenn sie seinen Namen vielleicht nicht mehr kennen.

Die Frage ist nicht: Sind die Medien gut oder schlecht? Die Frage ist: Zeigen wir auch, dass wir besser sind als der Durchschnitt

Als jemand, der diesen Beruf seit einem halben Jahrhundert ausübt, lasse ich mich immer noch beinahe täglich von Brodmanns Werk daran erinnern, dass es keine große Ideologie braucht, um gute Dokumentarfilme zu machen. Es braucht Neugier. Geduld. Die Bereitschaft, falsch zu liegen und es zuzugeben. Und das Vertrauen in das Publikum.

Die Demut im Interesse einer funktionierenden Demokratie – das ist heute wichtiger denn je.

Brodmann hat uns nicht gesagt, wie die Welt ist. Er hat uns gefragt, ob wir hinschauen wollen. Das ist weniger, und es ist mehr.

Sein Erbe ist kein Museum. Es ist kein Denkmal. Es ist eine Aufgabe – für jeden, der eine Kamera in die Hand nimmt und entscheidet, was er damit macht. Für jeden, der einen Sendeplatz vergibt. Für jeden, der einschaltet und entscheidet, ob er mitdenkt oder nur konsumiert.

„Meint ihr nicht, dass es auch anders sein könnte?“

Diese Frage hat Roman Brodmann nicht beantwortet. Er hat sie gestellt. Und er hat sie uns hinterlassen.

Wir schulden ihm, sie weiter zu stellen. Die Filme, die hier und heute im Rennen sind, tun das.

Vielen Dank.
